

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 97.

Freitag, 26. April

1929.

### Der Moro-Konzern.

(16. Fortsetzung.)

Roman von H. Weyrauch

(Nachdruck verboten.)

Copyright by Martin Neuchwanger, Halle (Saale).

Stunden waren sie zusammen tätig gewesen, als der Diener eintrat und meldete, es sei Zeit, ins Bristol zu fahren. In diesen Stunden hatten sie eine Arbeit geleistet, die das Personal des Hauptbureaus für Tage in Atem halten würde.

Moro stand auf, und Kraak, der sich Notizen gemacht hatte, folgte seinem Chef auf den Flur, indem er noch verschiedene Fragen stellte.

Moro stand schon im Mantel, der Diener hielt die Tür zum Treppenhause auf, als von draußen ein schlanker Herr in modischer Kleidung hereintrat und ohne weiteres auf die beiden zuging.

„Ah, ich habe Glück, Sie beide hier anzutreffen! Guten Tag, meine Herren!“ begann er, sich leicht verbeugend. Moro und Kraak wandten sich um und erkannten mit Schrecken den Polen Boroska.

„Bedaure, ich habe keinen Augenblick Zeit!“ sagte Moro kurz entschlossen, ohne auf die Begrüßung einzugehen. „Sie sehen, ich will aufbrechen. Herr Kraak, Sie haben die Güte, den Herrn abzufertigen. Sie sind ja orientiert.“

Und ohne den Widerspruch des Fremden zu beachten, war er die wenigen Treppen hinunter und ließ sich mit einem „Los!“ in die Rissen des Autos fallen, das sofort anfuhr.

„Ins Bristol!“ befahl er durchs Sprachrohr.

Graf Konstantin Schonburg hatte sich inzwischen eine Unterredung mit dem die Sache seines Bruders bearbeitenden Staatsanwalt verschafft. Dieser hatte ihn höflich empfangen und seine Ausführungen aufmerksam angehört. Dann aber hatte er seinem Bedauern Ausdruck gegeben, auf Grund dieser Mitteilungen seine Ansicht über den auf Brandt ruhenden Verdacht nicht ändern zu können. Die vom Grafen vorgebrachten Argumente seien zur Beurteilung des Verhafteten zwar von Interesse, doch läme ihnen lediglich der Wert eines von interessierter Seite gegebenen Leumundszeugnisses zu. Die für den Ingenieur äußerst belastenden Tatsachen würden davon leider in keiner Weise berührt. Er sehe sich zu seinem Bedauern außerstande, in den Gang der Untersuchung einzugreifen. Im übrigen sei ja noch alles in der Schwebe und ein abschließendes Urteil somit noch nicht möglich. Zahlreiche Zeugen müßten noch gehört werden. Da das Vorgehen gegen Brandt ursprünglich auf einen an die Staatsanwaltschaft gelangten anonymen Brief zurückgehe, so sei äußerste Vorsicht am Platze.

„Hat der Verhaftete denn irgendeinen Feind, der als anonymen Briefschreiber in Frage kommen könnte?“ fragte der Staatsanwalt. „Sie stehen Ihrem Ingenieur, wie mir bekannt, auch persönlich nahe, und so dürfte Ihnen in dieser Richtung vielleicht irgendeine Vermutung möglich sein, Herr Graf.“

Der Gefragte war bei der Erwähnung des anonymen Briefes zusammengeuckt. Jetzt blickte er überlegend vor sich nieder; dann erwiderte er, den Kopf schüttelnd: „Nein, Herr Staatsanwalt, ich kann mir durchaus nicht denken, wer da in Betracht kommen könnte. Herr Brandt ist, soviel ich beobachten konnte, allgemein beliebt und hat keinen Feind.“

„Die in dem ... an, das übrigens in Schwerin

zur Post gegeben ist, enthaltenen Angaben lassen darauf schließen, daß der Briefschreiber mit den Verhältnissen des Verhafteten bekannt ist“, fuhr der andere fort. „Ich bin nämlich ein ausgesprochener Gegner anonymen Briefe, hinter denen sich nur zu häufig eine gemeine Gesinnung verbirgt, doch müssen wir die uns auf solche Weise zugehenden Fingerzeige immerhin nachprüfen. Und da haben sich im vorliegenden Falle ganz überraschende Dinge ergeben. Die Verhaftung ließ sich nicht vermeiden und kann auch nicht wieder aufgehoben werden, ehe die Ermittlungen beendet sind.“

In tiefer Entmutigung hatte Graf Schonburg den Staatsanwalt verlassen. Ein anonymen Brief! — Furchtbare Möglichkeiten schossen ihm durch das Hirn. Möglichkeiten, denen er dem Beamten gegenüber keinen Ausdruck hatte verleihen dürfen, da sie sich ihm nur gefühlsmäßig aufdrängten, ohne daß ihnen irgendwelcher sichere Anhalt zugrunde lag.

In dieser Stimmung trat der Graf am gleichen Nachmittag in Ratschas Zimmer. Die Kranke fühlte sich nach der am Morgen überstandenen tiefen Ohnmacht noch sehr schwach, doch ließ sie den Besucher vor in der Hoffnung, von ihm irgendwelche ihren Verlobten betreffende Mitteilungen bekommen zu können. Ihre Vermutung bestätigte sich, indem ihr der Graf von seinem Besuche beim Staatsanwalt und von der Unterredung mit diesem berichtete.

Der Umstand, daß das Vorgehen gegen Brandt auf einen anonymen Brief zurückging, erfüllte das Mädchen mit Abscheu. Wer konnte zu solcher Niedrigkeit fähig sein, den Unschuldigen in diesen furchtbaren Verdacht zu bringen?

Lange überlegte sie mit dem Grafen, wer als Schreiber in Frage kommen konnte, doch kamen sie zu keinem irgendwie greifbaren Ergebnis. Mit der Versicherung, alles nur mögliche zur Entlastung des Verhafteten tun zu wollen, verließ der Graf schließlich das Mädchen, das er mit dem unheimlichen Gefühl zurückließ, von einem verborgenen Feind bedroht zu sein.

Am gleichen Nachmittag traf Moro mit Kraak im Bureau zusammen. Dieser berichtete über seine Besprechung mit dem Polen, die sich recht unerfreulich gestaltet habe.

Boroska hatte wieder einmal Geld verlangt, da er infolge der über ihn verhängt gewesenen Untersuchungshaft ohne Stellung sei. Als Kraak bedauert hatte, daß dies Herrn Moro doch nichts angehe, hatte er mit Drohungen begonnen. Die Frage des Geschäftsführers, was aus der ihm neulich von Moro angegebenen Summe geworden sei, hatte er lachend dahin beantwortet, diese sei größtenteils anderen zugute gekommen, die auch von der Sache wüßten. Außerdem sei er über die Verwendung des Geldes weder Kraak noch Moro irgendwelche Rechenschaft schuldig. Er benötigte sofort den gleichen Betrag wie neulich.

„Und was haben Sie ihm darauf gesagt?“ fragte Moro gespannt.

„Was sollte ich sagen?“ entgegnete der andere, die Achseln zuckend. „Ich habe ihm klarzumachen versucht, daß davon keine Rede sein könne. Sie würden sich be-



stimmt auf nichts mehr einlassen. Das glaube er kaum, war seine Antwort, er werde in einigen Tage wiederkommen. Bis dahin möchten Sie sich die Sache überlegen. Mit Vertröstungen aber werde er sich keinesfalls abspießen lassen, sondern im Falle der Ablehnung sofort andere Schritte ergreifen.

„Ich werde den Schuft die Treppen hinunterwerfen“, sagte Moro wütend.

„Der Mann kann, glaube ich, gefährlich werden“, gab Kraak zu bedenken. „Ich habe nicht den Eindruck, als ließe er mit sich spaßen.“

„Schön! Will er den Kampf, ich nehme ihn an. Der Mann scheint nicht zu wissen, daß er ein sehr gewagtes Spiel treibt, wenn er mit mir anfängt. Ich weiß mich zu wehren, das haben schon mehr Leute zu ihrem Nachteil fühlen müssen, freilich meist, wenn es für sie zu spät war, einen Rückzug anzutreten.“

„Vielleicht läßt sich ihm auf andere Weise beikommen“, gab Kraak zu bedenken. Er kannte die skrupellose Energie seines Chefs und wollte versuchen, einen Ausweg ohne Anwendung von Gewalt zu finden. „Wie wäre es zum Beispiel, wenn wir es mit der Schwester versuchten?! Das Mädchen machte damals in Zoppot einen so kindlich-unschuldigen Eindruck. Wir könnten sie vielleicht für unsere Zwecke benützen.“

„Der Gedanke ist gut, Kraak. Jedenfalls wollen wir es einmal so versuchen. Hilft das nichts, nun, dann muß eben Gewalt helfen.“ Mit völliger Ruhe sagte es der Geschäftsmann. Kam es zum Kampfe, so war er ein furchtbarer Gegner, das wußte er selber genau und das gab ihm diese Gelassenheit im Augenblick der Gefahr. „Versuchen Sie doch einmal, den Aufenthalt des Mädchens festzustellen. Wir wollen dann sehen, ob wir dem Schurken auf diesem Wege beikommen können. Es gibt ja dann verschiedene Möglichkeiten. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen.“

Kraak nahm den Hörer von dem Tischapparat und befahl die Verbindung mit einer Auskunft. Moro ging unterdessen, seine Zigarette rauchend, im Zimmer auf und nieder.

„Wirklich ärgerlich, wie alles Unangenehme auf einmal zusammenkommt!“ sprach er in Gedanken vor sich hin.

Der andere nickte zustimmend.

„Hat er Ihnen denn auch gesagt, was er zur Anzeige bringen will? Bis jetzt erging er sich mir gegenüber nur in dunklen Andeutungen“, sagte Moro aus seinen Gedanken heraus.

„Bestimmtes hat er nicht ausgesprochen“, war die Antwort. „Auf dem Dampfer will er allerlei beobachtet haben in jener Nacht, als Kuppen verschwand.“

Die beiden Herren sahen sich eine Zeitlang an, ohne zu reden.

„Gar nichts hat er beobachtet!“ sagte dann Moro mit entschiedener Betonung. „Alles nur Geschwätz, um uns Angst zu machen.“

„Den Eindruck habe ich nicht, Herr Moro“, widersprach der andere. „Außerdem genügt doch die Anzeige allein, um Sie in eine recht peinliche Situation zu bringen.“

„Soweit darf es eben nicht kommen“, erwiderte fast der Geschäftsmann. „Läßt er sich nicht zur Vernunft bringen, so werden wir ihn zum Schweigen zwingen. Ein anderes gibt es nicht.“

Kraak nickte vor sich hin, ohne aufzublicken. Das Telefon klingelte, und der Geschäftsführer gab der sich meldenden Auskunft den Auftrag, den Aufenthalt der Schwester des Polen zu ermitteln und auf schnellstem Wege mitzuteilen. Es sollte alles telegraphisch erledigt werden.

„Noch eins, Kraak“, begann Moro von neuem, als der andere das Gespräch beendete hatte. „Wir wollen den Kerl beobachten lassen. Es ist doch gut, zu wissen, wo er seine Verbindungen hat.“

„Ich werde auch dies sofort.“

In diesem Augenblick trat in höchster Erregung Katscha ins Zimmer und eilte auf Moro zu:

„Ach, Onkel! Ich bitte dich, hilf mir doch, den armen Koll zu retten. Es ist ja völlig unmöglich, daß

er das getan hat. Nicht wahr, du glaubst auch an seine Unschuld. Ach, ich weiß gar nicht mehr, was ich tun soll. Ich muß ihm doch helfen, dem Armen!“

„Aber Kind, beruhige dich doch erst einmal“, mahnte Moro weich, und führte das Mädchen zu einem Sessel. „Hier, setze dich. Es ist gar nicht gut, daß du hergekommen bist. Du bist ja krank. Lissi hat mir von deinem Anfall heute früh telephonisch Mitteilung gemacht.“

„Nein, Onkel, ich bin nicht mehr krank. Ich bin völlig gesund und muß Koll helfen, und du sollst mich dabei unterstützen. Wer kann ihn denn so schamlos verleumdet haben, ihn, den besten Menschen?“

„Aber Katscha, wer sagt dir denn, daß er verleumdet wurde?“ fragte der andere zurück. „Der Staatsanwalt hat ihn verhaften lassen, weil ein Verdacht auf ihn fiel. Das ist alles. Dein Verlobter wird sich von diesem Verdacht reinigen müssen. Das kann ihm nicht schwer fallen, wenn er unschuldig ist.“

„Wenn er unschuldig ist?“ fuhr das Mädchen sprühend auf. „Er ist unschuldig. Das weißt du so gut wie ich, und wie der Schuft, der den anonymen Brief geschrieben hat. Psui über solche Niedrigkeit!“

„Aber wer spricht denn von einem anonymen Briefe?“

„Graf Schonburg hat es mir gesagt. Er weiß es vom Staatsanwalt, den er aufgesucht hat“, gab Katscha zurück.

„Graf Schonburg?“ fragten Moro und Kraak zugleich.

„Ja, er war beim Staatsanwalt. Der hat ihm gesagt, daß der Brief in Schwerin zur Post gegeben sei. Dadurch erst kam Koll in Verdacht, er, an den kein Mensch sonst gedacht hätte. Solche Verworfenheit, Onkel, ich kann es gar nicht fassen!“

„Liebes Kind“, begann nun Moro etwas fester, „ich bitte dich, beruhige dich zunächst. Es ist immer falsch, so positiv die Unschuld des einen und die Verworfenheit des anderen zu behaupten. Mag Herr Brandt, was ich nicht bestreite, unschuldig sein, den einen Fehler hat er immer gemacht, er ist in Verdacht zu bringen. Zunächst wird er sich also von dem Verdacht zu reinigen haben, und ich will dir natürlich gern beistehen, ihn darin zu unterstützen. Das wollen wir aber zu Hause in Ruhe besprechen. Für den Augenblick bin ich leider sehr in Anspruch genommen und kann dir keine Zeit mehr widmen.“

Katscha war seufzend aufgestanden. „Ich werde einen Detektiv nehmen“, sagte sie traurig. „Alles will ich tun, ihn zu retten. Man will ihn mit Absicht ins Unglück stürzen.“

„Auch das mit dem Detektiv wollen wir zu Hause besprechen, Katscha. Ich werde das gern besorgen. Du tust aber jetzt am besten, nach Hause zu fahren und dich hinzulegen. Morgen werden wir dann handeln. Versprich mir, daß du nach Hause fahren wirst.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Sountentochter.

Von Leo am Brühl.

Als ich erwachte, sah ich im Halbdunkel des Zeltinnern Trenton auf einer Zuckertiste sitzen und vor sich hinstarren; Trenton rauchte nicht.

Ich fuhr auf und schlug das Moskitonek zur Seite: wenn Trenton ohne Shagpipe war, mußte Ungewöhnliches geschehen sein.

Ehe ich fragen konnte, sagte er in seiner kurzen Art: „Der Doktor ist verschwunden!“

„Wo ist Postime?“ forschte ich, während ich aufsteigende Unruhe in mir fast körperlich schmerzhaft fühlbar wurde.

Trenton strich am Schaft seiner Expresbüchse vorfichtig ein Schwefelholz an und setzte seine Pfeife in Brand. Dann erst antwortete er: „Postime ist zum Fluß hinab, um zu sehen, ob ein Boot fest.“ — Vielleicht ist der Doktor in einer der leichten Ubas den Strom hinunter zum Depot gefahren, um irgendwelche Instrumente zu holen.“

„Trenton!“  
„Kun ja“, gab der alte Kautschusammler zu, „wahrscheinlich ist das nicht. In der Nacht allein durch die Strömschnellen? Und ohne ein Wort?“



Wir traten vor das Zelt und suchten nach Spuren. Vom Fluß her hörten wir schleichende Schritte näherkommen. „Gefunden?“ schrie Trenton dem Indianer entgegen. Polime antwortete mit einem spitzen Ruf, in den die kleinen Affen im Geäst der Riesenhäuser lärmend einfielen. „Holen Sie rasch die Kiste, Sir!“ rief er dem Alte, der das schrille Zeichen wohl verstanden hatte. „Folgen Sie mir dann ans Wasser!“

Er begann zu laufen, so schnell es ihm die schweren Wassertiefen, die er trug, erlaubten.

Noch rief ich ihm nach: „Hat Polime den Dr. Martin gefunden, Trenton?“ — erhielt aber keine Antwort. So sprang ich denn eilends ins Zelt, griff einen der Karabiner und jagte dann, ohne zu wissen, weshalb, dem Engländer nach. Erst am Ufer des Stromes, dessen Namen wir nicht kannten, der auf keiner Karte des Staates Amazonas eingezeichnet war, erreichte ich ihn und den braunen Waldindianer. Stumm deutete Polime flussaufwärts, als ich herantauchte.

„Verstehen Sie das da, Sir?“ fragte Trenton durch die Zähne, und es klang wie ein wütendes Zischen.

Nein, — ich verstand keineswegs. — Eine unserer schweren Monterias, die wir am Abend zuvor dort verankert hatten, wo wir jetzt standen, kam langsam den Strom herabgetrieben und war im Augenblick noch etwa hundert Schritte von uns entfernt. Aber sie schien leer zu sein, tanzte heuerlos rundum im wirbelnden Strudel.

Eines war sicher: nur Dr. Martin konnte das Boot unter Zuhilfenahme der Gegenströmung bergwärts gebracht haben, wenn uns dreien auch Sinn und Zweck eines solchen nächtlichen Unternehmens einstweilen unverständlich blieb.

Wo aber war Dr. Martin? — War ihm das Boot fortgerissen worden, während er, eine seltene Blüte zu pflücken, einen bunten Schmetterling zu haschen, an Land gewesen war? — War er ertrunken? — Hatte ein Giftseil ihn tödlich getroffen?

Polime knüpfte eine Leine um ein Aststück, das er unter dessen behauen hatte, und schleuderte, als sich das Boot näherte, sein Geschloß kraftvoll hinüber. Das Holz klemmte sich unter der Ruderbank fest, und es gelang uns in kurzer Frist, die Monteria an Land zu ziehen. Trenton, der sich mit seinen verbeinten Stiefeln am weitesten vorwagen durfte, packte den Bootsschnabel und drückte ihn hart gegen die schlammige Böschung.

Auf seinen Wink schwang sich Polime in das Fahrzeug. Und dann — hoben sie Dr. Martin heraus, der langgestreckt am Boden des Kanus gelegen haben mußte.

War er tot oder bewußtlos?

Polime suchte kurze Zeit auf dem Boden umher. Plötzlich bückte er sich und griff tief in das feuchte, vermoderte Erdreich, um gleich darauf mit spitzen Fingern eine hornissen-große Ameise zum Vorschein zu bringen.

„Besser als Whisky“, meinte er, zu Trenton gewandt.

Polime hielt das zappelnde Tier leicht an Dr. Martins Hand, die fast im selben Augenblick krampfhaft ausschlug; der schnelle Biß des Insekts brachte auch alsbald die gewünschte Wirkung: Dr. Martin öffnete die Augen.

Er sah sich erstaunt um, reckte sich wie nach langem, tiefem Schlaf und erhob sich dann, als sei nichts Besonderes geschehen, vom Boden.

„Könnten uns ruhig etwas von Ihrer Reise erzählen, Sir!“ brummte Trenton. „Heimliche Liebchaft im Urwald, — hm?“

Dr. Martin schreckte zusammen. Er wollte und wäre gestürzt, hätte nicht Polime mit starken Armen ihn aufgefangen. Besorgt beugte ich mich zu ihm nieder und faßte seine Hand. Er erwiderte mit kraftlosen Fingern meinen Druck und sagte leise, Deutsch, daß ihn weder Trenton noch Polime verstehen konnten: „Wir müssen noch heute aufbrechen, um sie zu befreien. Sie kann unmöglich im Urwald bleiben.“

„Von wem sprichst du? — Wer soll befreit werden?“

„Die Sonnentochter der Mudras!“

„Sonnentochter der Mudras?“

Ich bemerkte, daß Polime, der den Namen gehört haben mußte, mit entsetzter Gebärde zurückwich. Polime flüsterte Trenton etwas ins Ohr. Dieser murmelte, ohne mich anzusehen, kaum verständlich: „Vielleicht kann ich helfen, Sir!“ — Die Mudras sind ein unbekannter Indianerstamm im Amazonasgebiet, den noch nie ein Weißer gesehen hat! Oder — der, der ihn sah, kam nicht zurück, um davon zu erzählen. Viele Märchen, Sir, um die Mudras. Sollen Schwänze haben wie Affen. Sollen unter Wasser schlafen. Ihr Tuschbau soll kein Mann sein, sondern ein junges Weib. Eine Weiße sogar. — Unsinn natürlich, Sir!“

„Könnte Dr. Martin in der Nacht bei ihnen gewesen sein?“

Trenton nahm die Pfeife aus dem Mund und schaute mich groß an. „Bleiben Sie mit den Füßen auf dem festen Boden, Sir!“ rief er mit unsicher schwankender Stimme.

„Ich habe zu viel von den Mudras gehört —, ich will nichts mit den Schwänzen zu tun haben.“

Wieder kniete ich neben dem Gefährten meiner Forschungsreise. „Wer ist die Sonnentochter, Oswald?“

Ein Gladen glomm in den Augen Dr. Martins auf. Er schien nach Klarheit zu ringen. „Ich war gestern Abend, nachdem ihr schließt, noch zu den Booten gegangen. — In der ersten Monteria, die am Ufer lag, sah ein fremder Indianer und schien zu warten. — Als er mich erblickte, lud er mich mit einer Handbewegung ein, einzusteigen. — Ich folgte seiner Aufforderung, aber ich weiß nicht, weshalb ich es tat. Ich war ohne Willen, wie gelähmt. — Wir fuhren stromaufwärts, vielleicht zwei Kilometer. — Dann tauchten aus dem Gestrüpp weitere Eingeborene, hellhäutiger als Polime. — Sie hielten, die Monteria über die Schnelle schleppen, die dort den Fluß unterbricht.“

Ich wandte mich zu Polime um und fragte: „Kennst du den Strom bergwärts? — Sind dort noch Cashoeiras?“

„Ja, Herr!“ bestätigte der Indianer mit abgewandtem Blick. „Von hier eine halbe Legua hinauf ist eine Cashoeira, zwei Männer hoch.“

Wir fuhren weiter und weiter. Legten an einem merkwürdigen Haus an, das auf Pfählen mitten in einem See ruhte. Dieses Haus war wie ein Landhaus, bei — uns, zu Hause. Und dann war sie da, die Sonnentochter. — Sie ist wie du bist, wie ich bin. Weiß. Aber sie ist gekleidet wie ihre Indianer. Sie spricht die seltsamen Reklame dieses lichtbraunen Volkes. Und doch: — die Sonnentochter ist sie mit dem goldenen Stirnband über dem blonden, reichen Haar. Nie sah sie einen Weißen vor mir. Nie! — Und flüsternd setzte der Freund hinzu: „Sie ist mein geworden. — Deshalb muß sie frei werden!“

Er fiel kraftlos zurück, ohne Bewußtsein.

Wir schleppten ihn zum Lager. — Er genas erst nach Wochen.

Das nächtliche Abenteuer Dr. Martins fand nie eine Aufklärung, weil die Expedition mit Eintritt der Überschwemmungszeit abgebrochen werden mußte.

Traum? — Wirklichkeit? — Vielleicht doch Weiße im unerforschten Urwald? — Der Bericht Dresslanas vor vierhundert Jahren nicht allein Phantasie? — Oder lebte dort, verehrt als Sonnentochter, eine weiße Frau, die von einer der hundert Expeditionen übrigblieb, die spurlos der Urwald verschlang? —

Ungeklärt wird das Rätsel bleiben, ein Geheimnis mehr im Urwald.

## Der Coyote und das Riesenungeheuer.

(Nach Überlieferungen der Sahaptin und Bend d'Oreille, Stamm der Salisan, nordwestliche Hochebene.)

Erzählt von Hans Rudolf Nieder.

Der Coyote wanderte umher von Ort zu Ort. Er kam in eine Gegend, wo man von einem Riesenungeheuer erzählte. Man sagte, das Ungeheuer verschluckte die Menschen, ohne daß diese etwas bemerkten; sie liefen zum Maul hinein und gingen durch den Hals weiter, in der Meinung, sie schritten durch ein enges Tal. Im Magen angelangt, würden sie matt und krank, setzten sich hin und stürben so.

Der Coyote ließ sich alles genau erzählen. „Ich will dieses Ungeheuer umbringen“, schloß er seine Antwort. Er steckte sich trockene Grasbündel und einige Wurzeln unter die Arme, in seinen Röcher tat er Salz und die Feuerstöße. Auch schnitt er sich zwei lange Lärchenstämme und trug sie auf der Schulter mit. „Die will ich aufstellen, wenn ich durch das Maul gehe, damit es nicht zuflappt und mich einschließt.“

Trotz seiner Vorsicht ging er, ohne es zu bemerken, in den Rachen des Ungeheuers. Er kam in ein langes, schmales Tal, wo gar nichts wuchs; dann traf er auf Menschen, die überall umherliefen und lagen, viele schon tot, manche noch halb am Leben. „Was tut ihr hier?“ fragte er. — „Es ist das Riesenungeheuer“, antworteten sie, „wir sind verschluckt worden.“ — „Wo ist dieses Ungeheuer, ich will es umbringen?“ — „Du bist jetzt in seinem Magen.“

Der Coyote stellte seine zwei Baumstämme aufrecht und machte sich ans Werk, ein Feuer zu zünden. Er legte das Feuer an der einen Wand an. Bald brannte und knisterte es hell auf, und es brannte ein Loch in die Seite des Ungeheuers. Da hindurch entkam der Coyote, er nahm auch die anderen mit, die noch am Leben waren.

Das Riesenungeheuer ist damals wohl gestorben. Jenes enge Tal liegt in der Gegend des Sieben-Teufel-Berges; wer hinein gerät, findet viele Gerippe, die auf den fahlen Steinen umherliegen. Es ist noch immer eine gefährliche Gegend, wer zu weit hineinwandert; aber man kann durch die eine Seite aus dem Tal entkommen.



## Neue Bücher

\* Robert Neumann: „Sintflut“. (S. Engelhorn's Nachf., Stuttgart.) Der Weltkrieg hat seine Biographen gefunden. Nach Arnold Zweig, Brings, Glaeser und anderen haben Ludwig Renn in „Krieg“ und Erich Maria Remarque in „Im Westen nichts Neues“ lebendige und gütliche Dokumente jener Zeit geschaffen. Eine gleichwertige, ebenso umfassende, ihrer Materie lebensnahe und sich trotzdem bereits ins Allgemeingültige erhebende Darstellung der Inflation hat bis heute gefehlt. In diese Lücke tritt Robert Neumanns Zeitroman „Sintflut“. Dieses monumentale Gemälde der Nachkriegsperiode — das bisherige Hauptwerk des Dichters — ist ein Buch von unerhörter Erlebnisraft und dokumentarischer Bedeutung. Zu seiner Lektüre gehören starke Nerven, — aber es ist gerade ein Zeichen für Robert Neumanns große Kunst, daß wir selbst bei der Schilderung des Grauenshaftesten den Atem tiefster Menschlichkeit spüren und durch Gesichte dämonischer Größe gepackt werden. Der Verfasser der so rasch berühmt gewordenen Parodien „Mit fremden Federn“ hat mit diesem Buch nicht nur bewiesen, daß er Eigenes zu geben hat, sondern daß er in die Reihe unserer besten Erzähler gestellt werden muß.

\* Otto Stoeßl: „Menschendämmerung“, Novellen (Verlag von Albert Langen in München.) Ob uns Stoeßl mit dem langen Atem des geborenen Epikers die psychologisch höchst reizvolle Geschichte von den „Erweckten in Königsberg“, jener pietistischen Sekte aus der Zeit Kants, erzählt, ob er uns im „Bedenklichen Kauf“ einen geschriebenen Alfred Rubin von grausig-großem Humor schenkt, ob er uns in der „Hunderache“ ein Nachtstück aus der „Rätezeit“ malt, in dem das Geheimnis von Tier- und Menschenseele aufblüht, oder in „Parade 26“ ein Capriccio von Scherz, Ironie und tieferer Bedeutung auf uns losläßt — immer sind wir in seinem Bann und Zauber.

\* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien: Georg Ebers: „Homo sum“, Roman. (U. B. Nr. 6967 bis 6969.) Georg Ebers verstand es meisterhaft, die Fülle seiner historischen Kenntnisse mit einer spannenden Romanhandlung zu verknüpfen. Das vorliegende Werk führt uns in die frühchristliche Zeit, der Schauplatz ist die Felsenlandschaft des Sinai. Ein Märtyrer, der die Schuld eines anderen auf sich genommen hat und dessen Strafe, die Ausstoßung, erleidet, ist der Held. Der Roman gilt allgemein als das bedeutendste Werk von Georg Ebers, das in seiner Weise durch gelehrten Ballast beschwert ist. — Gerhart Hauptmann: „Die Blaue Blume“. Mit einem Essay „Hauptmann als Versdichter“ von Hans von Hülsen. (U. B. Nr. 6970.) Dieses schon vor einigen Jahren entstandene Versespos Gerhart Hauptmanns war bisher so aut wie unbekannt (es ist lediglich früher in einer Auflage von 140 Exemplaren als Luxusdruck hergestellt worden). Hans von Hülsen, dem wir schon verschiedene Studien über Gerhart Hauptmanns Dichtkunst verdanken und der auch seinen äußeren Lebensweg in einer kürzlich in der Universal-Bibliothek erschienenen Biographie dargestellt hat, gibt im Anhang einen Überblick und eine Analyse aller Versdichtungen Hauptmanns.

\* Paul Frischauer: „Das Herz im Ausverkauf“, Novellen. (Verlag Paul Zolman, Wien IV.) Vier Novellen von den Krisen erotischer Bedrängnis, von der Schicksalswende der sozialen Umgestaltung der Nachkriegszeit. Eine unerbittliche Psychologie, eine nervenaufreizende Handlung legt die Seele der Menschen von heute bloß, die hinter der Maske frivolster Gesellschaftlichkeit das Zerrbild ihrer Triebe verbergen, die inmitten einer traditionslosen Gegenwart nicht mehr ein noch aus wissen. Zu reifster, beherrschter Gestaltung ist Frischauers Darstellungskunst im „Aufbruch der Phantasia“ gediehen, einer Novelle, in der ein Einsamer zum Zeugen eines unheimlichen Vorfalles in einer ihm wildfremden Familie wird. Wie dieses Ereignis nun ein Abbild seines eigenen Schicksals wird, wie sein ganzes Leben aus den Schranken bricht, das ist mit unerhörter Dämonie der seelischen Analyse erzählt. Auf gleich bedeutender Höhe hält sich die Schlüßerzählung „Maske Mensch“ in ihrem meisterhaften Durcheinanderspielen des wirklichen Lebens eines in Italien kriegsgefangenen jungen Menschen und seiner Wahnphantasie, daß er Masaniello, der Führer des neapolitanischen Aufstandes von 1647, sei.

\* Sigrid Undset: „Olav Audunssohn“, Band 3 und 4: Olav Audunssohn und seine Kinder. (Verlag

Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Mit den vorausgegangenen Bänden „Olav Audunssohn“ und „Olav Audunssohn auf Festviken“ findet das Werk seinen Abschluß. Kriegerische Taten und alles Mühen um sein Seelenheil helfen Olav nicht über die ungesühnte Mordtat an dem Verführer seiner Frau hinweg. Als ein schwerer Verdacht, den er gegen seine eigene Tochter gehegt hat, sich als unbegründet erweist, bricht er körperlich zusammen, aber zugleich erlangt er Entsühnung und den Frieden seiner Seele. Erik, der Sohn des Verführers, den Olav als eigen angenommen hatte, verwandelt sich aus einem anscheinend haltlosen Menschen zum Selben, zu dem viele aufblicken. So klingt die Geschichte Olavs in mächtigen und erhebenden Rhythmen aus.

\* Tristan Bernard: „Die Fahrt ins Ungewisse“, Roman. (F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien.) Tristan Bernards versteht es mit gleicher Kunst auf der Bühne wie im Roman die Personen lebendig zu schildern. Diese abenteuerliche Reise ist wirklich eine Fahrt ins Ungewisse. Unsere Spannung und unser Interesse erlahmen nicht bis zur letzten Zeile der geheimnisvollen, fröhlich erzählten Abenteuer. Die graziose Schilderung, die nichts von Schwerfälligkeit weiß, funktelt von amüsantem Reichern, von lustigen, originellen Bemerkungen, die ja mit dem Namen Tristan Bernards verbunden sind.

\* Neue Ullsteinbücher. (Verlag Ullstein, Berlin.) Von Ida Bon-Ed erschien der Band „Eine Frau wie du“. Er ist im besonderen Sinne ein Frauenroman, mit seinem Verständnis für die Schwächen, aber auch für die mannigfachen äußeren Hemmungen des eigenen Geschlechts geschrieben. — Der Roman „Die Drei um Edith“ von Walther Harich führt mitten hinein in die Umwelt der modernen Großindustrie, in den Wettkampf innerhalb eines riesigen Konzerns. Mit besonderer schriftstellerischer Technik gestaltet, entrollt sich durch einen Kriminalfall gesteigert der Kampf zweier Nachtragruppen, die in den Personen ihrer Führer um die erregende und geheimnisvolle schillernde Figur einer schönen Frau kreisen.

— Rollungen im Klavierspiel. Von Dr. R. Schuch. Dies Werkchen gibt Richtlinien zur möglichst raschen und mühelosen Erlangung von virtuosom Lauswerk, Tonleiter- und Arieggen-Spiel usw. Drei berühmte Virtuosen, die neuerdings in Wiesbaden konzertierten und wegen ihrer vollendeten Virtuosität gerühmt wurden — nämlich Artur Schnabel, Josef Pembaur und Claude Arrau — haben diese Methode, die weit über Breitkopf, Tebel usw. hinausgeht, als ein wahres Allheilmittel für die moderne Klaviertechnik anerkannt! Man folge ihrem Beispiel und studiere die „Rollungen“ (im Verlag der Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, Graz). O. D.

\* „Schmackhafte Rohkost“ und andere vitaminhaltige Nahrung, von Geh. Med.-Rat Dr. med. R. Richter. (Verlag Bruno Willens, Hannover.) Das Rohkost-Prinzip an und für sich ist zweifellos ein wenig roh und simpel und bedarf deshalb der Veredelung durch die Hand eines auch köstlichsterlich durchgebildeten Arztes. Eigentümlich ist allen Rezepten Richters die große Sorgfalt inbezug auf die Gewürzzutaten, die in einer besonderen Kochanleitung ganz ausführlich behandelt werden.

\* Ritzsche: „Ich bin buch- und bilanzsicher“. (Ritzche-Verlag, Berlin SW. 61.) In 40 Lektionen gibt der Verfasser, ein erfahrener Berliner Revisionssachmann und Lehrpraktiker, einen leicht faßlichen Selbstlehrgang der Buch- und Bilanzierungsmethoden. Wer diesen durch zahlreiche Beispiele erläuterten Text ernsthaft durcharbeitet, wird spielend in die schwierige Verbuchungs- und Bilanzierungsmaterie eindringen. Wie der Verfasser das sonst so trodene Thema in interessante Buchungsvorfälle aus der tatsächlichen Geschäftspraxis wandelt, ist ein besonderer Beweis für seine Lehr- und Erklärungspraxis. Daß in den verschiedenen Kapiteln auch die entsprechenden Gesetzesbestimmungen erläutert sind, macht das Buch besonders wertvoll.

\* „Verdeutschungsbuch“. Ein Handweiser zur Entweissung für Amt, Schule, Haus, Leben. Von Eduard Engel. (Verlag Basse & Beder, Leipzig.) Das bestens bekannte Handbuch, das früher den Titel „Entweissung“ führte, ist jeben in einer neuen, gänzlich umgearbeiteten Auflage erschienen. Nicht weniger als etwa 15 000 Zusätze, meist Verdeutschungen, sind zu verzeichnen; in vielen Fällen sind die deutschen Wendungen mehr als verdoppelt worden. Selbst zu den zahlreichen Verdeutschungen der Gruppe „Interesse, interessant, interessieren“ sind rund hundert neue Deutschwörter hinzugekommen. Auch der Sprachgebrauch der Nachkriegszeit ist gebührend berücksichtigt.